

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 7.

Freitag, 8. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ella nickte sogar Luz Helmboldt zu, schüttelte ihm dann sehr kräftig die Hand, wie es einer Sporting lady zukam. Mutter und Tochter traten, jedenfalls nicht enttäuscht, den Heimweg an.

Frau Helmboldt machte ein ganz harmloses Gesicht, trotzdem ihr der Schrecken noch in allen Gliedern saß.

„Nun, ist die Zeit nicht ganz angenehm verfloßen? Solche Zerstreuung tut dir nach der Arbeit der Woche auch recht gut!“

„Hast recht, Mutter, ich seh' es ein und danke dir!“

Aber gerade die Antwort machte sie erst recht ruhig. Sie nahm sich vor, mit aller Vorsicht Naumann, den Lenter, auszufragen. Schleunigst. Binnen vierundzwanzig Stunden würde sie vollkommen im Bilde sein. Und, wenn es sich als nötig herausstellte, zu handeln wissen!

Die Gräfin Merun lag nicht mehr im verdunkelsten Zimmer. Sie war misstrauisch geworden. Zufall, dieses Zusammentreffen? Nun, dann hatte ihn die Theres geschickt ausgenutzt. Oder war Egbert Niedenstein darauf ausgegangen, mit ihr zu spielen wie mit einer Puppe? Wenn er langsam den Kopf hob, das Kinn vorschoß, sein herrischer Blick das Auge traf, gab es höchstens ein ganz nutzloses Wehren. Das wußte sie doch! Dann suchte man seine Nähe immer wieder auf. War es auch Eifersucht, die sich in ihr regte? Ja, gestand sie sich! — Ja! Aber böse sein auf die Theres, das vermochte sie nicht, denn höchstens die Neugier oder der Wunsch, ihr zu helfen, hatte, wenn es überhaupt der Fall gewesen war, ihre Kusine in Niedensteins Nähe getrieben. Dann war ihre Rolle sicher ausgespielt gewesen. Für das weitere sorgte er. Nein, sie war keine, die verdammt. Aber daß eine gewisse Entfremdung entstand, fühlten beide. Man vermochte nicht mehr miteinander harmlos zu scherzen, sich offen in die Augen zu sehen. Die Theres war die ansichmißsamere. Man machte wieder gemeinsame Spaziergänge, nicht allzu weit und nicht zu tief in den Wald hinein. Man ging lieber auf die Felder, auf denen jetzt Weizen und Hafer gemäht wurde. Das Wetter blieb unbeständig. Tag für Tag gingen einige Regenschauer nieder, die Ernte wollte nicht recht vom Fleck kommen, weil die Frucht nicht trocken wurde. Dann hing sich wohl die Theres in den Arm der Kusine. Plauderte drauflos. Aber beider Augen sahen doch recht oft nach der Landstraße, ob über die nicht Niedenstein mit seinen Trabern raste. Aber er ließ sich nicht blicken.

Da kam, unerwartet, der Graf Magnus Merun. Der Familienälteste. Der von Zeit zu Zeit den Stand der Herrschaft zu prüfen hatte. Ein überschlanter, großer Herr, mit einer mächtigen Glatze und einem weit auf die Brust herabwallenden weißen Vollbart. Der gelassene Grandseigneur von ausgezeichneten Umgangsformen und feinfühligem Takt. Die Bücher wurden durchgesehen, der Güterdirektor hatte zu berichten, der Förster. Selbstverständlich war die Gräfin immer zugegen. Der Herr Vetter ließ keine Feinlichkeit aufkommen. Dieser abgeklärte Greis mit den festen, grauen Augen wirkte beruhigend auf sie. Kam sie einmal in eine schwierige

Lage, konnte sie sich ihm ohne Bedenken anvertrauen. Und das war für sie in ihrer Zerrissenheit jetzt ein großer Trost. Denn wenn sie es recht bedachte, lebte sie hier doch in der Fremde, als Nukleus hinterlassenen Reichtums.

Theres Hölzlin aber, die jetzt viel allein war, hatte arg mit sich zu kämpfen. Es zog sie hinauf zu den Eichen. Sie wehrte sich dagegen mit aller Kraft. Nur auslaufen wollte sie sich und die Hunde mußten doch auch bewegt werden! ... Eines Tages konnte sie nicht mehr widerstehen. Sie stieg den steilen Hang hinan. Sehr hastig. Denn sie wollte nicht allzu lange fortbleiben, damit ihre Kusine keinen Verdacht schöpfte. Ging den Weg oben an der Grenze hin. Sehr schnell. O, wie ihr Herz schlug! Und kletterte dann durch Hochwald den Berg wieder hinab. Enttäuscht und doch auch innerlich froh, daß sie den Rittmeister Niedenstein nicht getroffen hatte. ... Kam so bald wieder ins Schloß, daß Kamilla unmöglich annehmen konnte, sie sei an den Eichen gewesen.

Beim Abendessen zu dritt, der Graf Magnus Merun wollte am nächsten Morgen wieder abreisen, fragte die Kusine nebenbei:

„Wo bist denn heute nachmittag spazieren gewesen, Theres?“

„An den Klippen und dann den Weg am Bach entlang. Der aber war arg schmutzig!“

Ihren Schnürschuhen merkte man es an, daß sie nicht auf ebener Straße geblieben war. Wenn die die Kusine zufällig hatte sehen sehen? Kamilla Merun nickte nur. Der Graf mischte sich in das Gespräch, sagte dann der „Frau Kusine“ einige anerkennende Worte.

„Ausgezeichnet wird die Herrschaft verwaltet. Es ist mir eine angenehme Pflicht, Ihnen im Namen des Merunschen Familienverbandes zu danken!“

„O, Herr Vetter, der Güterdirektor ist ja ganz ausgezeichnet!“

„Gewiß, gewiß! Aber auf den allein kommt es doch nicht an! Vielleicht war' eine Erhöhung seines Gehaltes angebracht!“

„Ganz in meinem Sinn, darüber wollt' ich noch mit Ihnen sprechen, Herr Vetter!“

„Mir sehr angenehm, das zu hören! Ich denke sechs- hundert Mark im Jahre mehr wäre vorläufig angemessen. Er bekommt ja noch seine Tantieme vom Reingewinn, der in diesen Zeitläuften überwältigend ist! ... Aber bitte, Frau Kusine, das ist Ihre Sache! Aus Ihrem Munde wird sich der Güterdirektor über die Erhöhung seines Einkommens mehr freuen als aus dem meinen!“

Am nächsten Morgen brachte Kamilla Merun den Herrn Vetter noch selbst zur Bahn. Dieser abgeklärte Mensch, der eigentlich als Revisor kam, wirkte immer ungeheuer wohlthuend auf ihre Nerven. Ein Kavalier der alten Schule war er.

Nachdem sich Egbert Niedenstein am Wagen von der Baroness Hölzlin verabschiedet hatte, war er in seinem Arbeitszimmer vor die Gamstridel getreten, hatte die Hände auf dem Rücken zusammengeschlagen und die Backen aufgeblasen. So, der Faden war geknüpft! Daß

er nicht wieder riß, dafür wollte er schon sorgen. Nun hieß es Geduld haben. Die Ernte wurde jedoch geborgen. Da vergingen die Tage schon, wenn man sich eifrig darum kümmerte. Allerlei zu lernen hatte er auch. Der Verwalter war tüchtig, hatte Willenskraft im Leibe. Das blieb die Hauptsache! Lieber einmal daneben gehauen, als sich schlapp gezeigt! . . . Manchmal, frühzeitig, spürte er oben an den Eichen den Weg nach einer Fährte ab. Der Dadel war wieder munter, aber er nahm ihn nicht mit. Um diese Zeit war er sicher, der Baroness nicht zu begegnen. Er wollte es vorläufig nicht. Die Regenschauer hatten den Boden aufgeweicht. Eines Morgens sah er den Abdruck ihres Fußes auf dem Weg. Da schmunzelte er. Nur nichts überstürzen im Leben! Oder war es Kamilla Meruns Fährte? Dann um so besser!

Aber nun hatte er keine Ruhe mehr. Jetzt hieß es nachzuhelfen! Wie das zu geschehen hatte, darüber war er sich ganz klar. Die Traber ließ er anspannen, fuhr vor Eintreffen der Post am Dorfwirtshaus vor. Vielleicht kam die Gräfin oder die Baroness um diese Zeit hin, oder er erfuhr von dem geschwägigen Postagenten allerlei. Durch geschickte Fragestellung würde er schon manches herausbekommen, was er wissen wollte.

Hocherfreut war der Mann. Niedenstein bestellte Frühstück für sich und den Kutscher. Das Fragen hatte Zeit. Denn die Post war noch nicht da und — hoffentlich verzapfte der Mann allerlei Weisheit ungefragt. Das tat er auch. Erzählte, daß der Graf Magnus Merun drei Tage dagewesen, heute morgen wieder abgereist sei. Die Frau Gräfin, die in der letzten Zeit leidend gewesen, habe ihn zur Bahn begleitet.

Also stammte die Spur oben an den Eichen von der Baroness! Das war die eine Feststellung, und die andere, ihr Besuch in Meggelbronn mußte Kamilla doch höflich über die Nerven gegangen sein! Schon um das herauszubekommen, hätte die Fahrt gelohnt.

Die Post kam, wenige Augenblicke später die Baroness. War einen Augenblick sichtlich verwirrt, den Rittmeister Niedenstein hier anzutreffen. Streckte ihm dann aber die Hand entgegen. Erkundigte sich dann nach seinem Dadel. . . Im Nebenzimmer, die Tür stand offen, würde der Postagent schon die Ohren spizen! Das sollte er. Laut und vernehmlich gab er Antwort. Und fügte dann hinzu:

„Ich bin nämlich hierher gefahren, um mich zu erkundigen, wann Herr Helmboldt wieder kommt! Einen Feisthirsch hab' ich bestätigt, der über Merunsches und Meggelbronn'sches Land hin- und herwechelt. Mir scheint, er will sich bei uns ein Rudel zusammentreiben. Herrn Helmboldt wollt ich bitten, ihn nicht zu beunruhigen, erst recht nicht abzuschließen, es wär' doch schön, wir bekämen Standwild in unsere Reviere. Früher soll das ja der Fall gewesen sein!“ Ein langer herrlicher Blick Niedensteins von unten herauf. „Baroness, wenn Sie ihn einmal belauschen wollen, bei günstigem Wind, er wechelt ziemlich regelmäßig zwischen fünf und sechs abends oben an den Eichen über die Grenze. Da, wo die kleine Fichtenschonung steht! Aber nehmen Sie, bitte, die Hunde nicht mit, damit der Hochgeweihte nicht vergrämt wird!“

Glutrot war die Baroness Hölftin geworden. Sie hatte nur zugut verstanden. Komm' da hinauf, zwischen fünf und sechs sollte es heißen, ich wünsche dich zu sprechen. Geschickt lenkte sie das Gespräch ab.

„Ja, ich kann's Ihnen net sagen, Herr Rittmeister, wann Herr Helmboldt wiederkommt! Lang wird er ja net ausbleiben, denn seinen Jagdhund hat er beim Förster gelassen! Ich mein, der Wirt hier könnt' Sie anrufen, sobald Herr Helmboldt eingetroffen ist!“

Um ihn darum zu bitten, deshalb bin ich hier!“

Die Baroness bekam die Post ausgehändigt. Verabschiedete sich dann von Niedenstein mit einem Händedruck. Ihn anzusehen vermochte sie nicht.

Der Rittmeister gab dem Postagent den Auftrag, ihn anzurufen, sobald Herr Helmboldt hier sei, bezahlte und fuhr davon. Ein wohliges Gefühl im Leibe. Die Kamilla lag auf der Nase und die Baroness würde kommen! Und der Postagent hatte natürlich keinen

Schimmer, welchen tieferen Sinn die Aussprache gehabt hatte. . . . Alles, aber auch alles, war wunschgemäß verlaufen! . . . Und der Teufel auch, die Baroness Hölftin war eigentlich ein ganz nettes und gescheites Mädel!

Der Besuch des Grafen Magnus hatte Kamilla gut getan. Sie fühlte sich wieder spannkraftiger. Auch die Freude, ihrem Güterdirektor die Gehaltserhöhung mitzuteilen, war ihr eine Genugtuung gewesen. Von sich aus hatte sie es nicht tun wollen. Der Merunsche Familienverband sollte keinen Anlaß auch nur zum leisesten Vorwurf haben. Feinlich war sie in dieser Beziehung bis in die Fingerspitzen. Es fiel ihr auch nicht auf, daß die Theres ziemlich erregt war. Drauflos plauderte und dann nicht wie sonst bei ihr im Zimmer blieb und die Zeitungen durchblätterte.

Die lief in der Diele hin und her mit gesenktem Kopfe. Nur zu gut hatte sie den Rittmeister Niedenstein verstanden. Was wollte er von ihr? Nein, sie würde nicht hinauf in die Eichen kommen. Ganz bestimmt nicht! . . . blieb dann stehen und drückte das Kinn an den Hals. Oder sollte sie doch hingehen, und wenn er ihr entgegentrat, kurz entschlossen sagen: Also, Herr Rittmeister Niedenstein, wie Sie sehen, bin ich da! Aber nicht, um mich mit Ihnen lange zu unterhalten, sondern Sie zu fragen: Was wollen Sie eigentlich von mir? . . . Und dann mußte er ihr eine bündige Antwort geben. Tat er's nicht, drehte sie ihm den Rücken und ließ ihn stehen. . . . Aber schnell kamen ihr wieder Bedenken. Wenn sie das nur fertig brachte! Oh, das mußte doch möglich sein! Das wär' doch noch schöner! . . . Und dann — eiskalt ließ es ihr über den Rücken —, wenn er sie einfach in seine Arme riß? . . . Hin und her überlegte sie. Immer wieder schoß der Gedanke in ihr hoch. Wenn er's tut? Ein Lump ist der nicht!

Um drei Uhr nachmittags verließ Theres Hölftin heimlich das Schloß. . . .

Kamilla Merun hatte auf der Chaiselongue ein wenig gedöst. Dabei an den Grafen Magnus gedacht. Es war doch gut, daß die Familie ein so würdiges Oberhaupt hatte. Kam einmal ein Nörgler an die Reihe, konnte der ihr doch manche Pille zu schlucken geben. Ihr Mann hatte gewußt, was er tat. Vornehm war er gewesen bis zum Äußersten. Hatte ihre Interessen sehr geschätzt mit denen der Familie in seinem Testamente verwoben. Ihm dankbar zu sein aus tiefstem Herzensgrunde, war einfach ihre Pflicht. Aber was tann der Mensch dafür, wenn dennoch das Herz in der Brust so unruhig schlägt?

Die Jose erschien, meldete, daß der Tee serviert sei, die gnädigste Baroness habe sie nicht finden können, Werde wohl spazieren gegangen sein.

„Aber ich hab' doch eben noch die Hunde bellen hören!“

„Die sind da!“

„Im Park wird die Baroness sein. Suchen S', rufen S'!“

Die Jose verschwand. Unwillig erhob sich Kamilla Merun. Ein unangenehmes Gefühl überschlich sie. Sie ging auf die Freitreppe hinaus. Sah sich um. Wollten jagten am Himmel hin. Regenschauer würden niederprasseln, wie an all den Nachmittagen in der letzten Zeit. Da ging man doch nicht weit weg!

Um die Ecke herum, aus der Wohnung des Güterdirektors, kam der Postagent. Er hatte ein Telegramm an die gräfliche Verwaltung gebracht; es handelte sich um einen größeren Kuchholzabschluß. blieb stehen, grüßte, sagte:

„Frau Gräfin, vorhin ist ein Telegramm von Herrn Helmboldt aus Eisenach eingelaufen, daß er heute kommt. Ich hab' Herrn Rittmeister Niedenstein bereits durch Anruf in Kenntnis gesetzt. Das heißt, er selbst war nicht da!“

„So, haben die Herren sich verabredet?“

„Nein, wegen des Feisthirsches, der oben an den Eichen über die Grenzen wechelt und der nicht abgeschossen werden soll. Der Herr Rittmeister hat's ja heute morgen bei mir der Baroness auch gesagt! Ich dachte, Frau Gräfin wüßten das!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht nach Karasjok.

Von Wilm Jhr. v. Münchhausen.

Er singt das „Värenlied“.

Als die Hunde anschlagen, legt Einar Waffen, der Pelzjäger, den Kochlöffel aus der Hand und schiebt das Rennfließ beiseite, das seinem Zelt als Tür dient. Draußen wittern die Hunde und starren nach einem dunklen Punkt, der sich vom Tjasa-See her auf das Zelt zu bewegt.

Blaufahl leuchtet der Schnee im Mondenschein. Der Himmel ist tiefdunkel. Aus dem Norden weht der trockene Wind.

Einar ahnt, wer es ist: kommt Mja, die Tochter des Lappenhäuptlings Tumai, nicht manchmal um diese Stunde des Abends?

Er beruhigt die Hunde, als er Mja an ihrer roten Mütze erkennt.

„Bei Gott, Einar, wir müssen fliehen! Gleich! Wir haben keinen Augenblick zu verlieren!“ und schon liegt sie in seinen Armen. Der Schnee knarrt unter ihren Schneeschuhen. „Morgen soll ich den Jagol heiraten, den erbärmlichen Zauberer der Uomi-Romaden. Er ist mit meinem Vater einig. — Nie wird er mich lebend haben, so lange du mich liebst!“ sagt sie wild. Ihre Augen blitzen.

Sie ist schön, die Mja Tumai. Die rote Mütze rahmt das schwarze Haar und bildet das Gegenspiel zu ihren roten Lippen. Ganz Finnmarken, nein, ganz Lappland hat keine zweite Mja Tumai! Wie stolz, wie jung, wie schön sie ist, denkt Einar.

Keine Zeit zu verlieren. Er reißt den Schlitten aus dem Jost und spannt die Hunde ein. Sie hilft ihm, Felle, Schlaffad, Zelt und Waffen auf den Schlitten zu schnallen: jetzt gilt's das Leben!

Wohin? „Nach Karasjok, gen Süden! In Karasjok finden wir Schutz. Sonst gibt's keine Siedlung, keinen Menschen hier.“

Schon ziehen die Hunde an; der Schnee staubt, und wirbelt in der eisigen Luft. Sie sitzt neben ihm und dreht sich manchmal ängstlich um; Schlitten und Hunde jagen in einer Schneewolke durch die grenzenlose, trostlose Nacht.

Beide schweigen. Sie legt ihren Arm um ihn und lächelt ihm zu. Aber seine Augen sind auf die Hunde gerichtet. Er starrt in das Dunkel der Nacht und preßt die Zähne zusammen. Seine Augen sind stahlhart. Der Schneestaub hindert die Sicht; trotzdem geht es in rasender Fahrt vorwärts; die Hunde sind ausgeruht, und die Ebene neigt sich gegen Südosten.

Bei einem kleinen, schneeverwehten Birken- und Weidenwald sind sie an der Grenze seines Jagdgrundes angelangt. Nun muß Einar den Kompaß benutzen und sich ganz auf die Hunde verlassen!

Ein Blaufuchs, der hinter einem Schneehasen her ist, kreuzt ihre Bahn: auch eine Jagd auf Leben und Tod.

Neben einem riebfeinsten, eingefrorenen Sumpfmoor hält er die Hunde an und baut das Zelt im Schutz einer Gruppe Zwergbirken auf; Mja legt sich in den Schlaffad, todmüde. Als das Wasser im Petroleumfeuer brodelt, schläft sie schon. Ihre Wangen sind rotglühend, und ihr leicht geöffnete Mund zeigt zwei Reihen schneeiger Zähne. Ihre Ohrringe blitzen im Schein des flackernden Feuers.

Einar, dem die Glieder bleischwer sind, steht auf und füttert die Hunde, die sich im Schnee ein Lager gewälzt haben, so daß Flechten und Moose sichtbar werden. Ein Eichhörnchen raskelt in den Birken. — Einar geht in das Zelt zurück und zündet seine Pfeife an. Hier sind sie nun beide, Mja und er, im leichten Zelt, unter dem unendlichen Himmel, in grenzenloser, einsamer, trostloser Schneetundra! Um das Zelt jagt der Wind und bringt Wolken; es beginnt zu schneien.

Mein Gott! denkt Einar, auch das noch! — Ob sie schon auf unserer Fahrt sind? Er sieht sein Gewehr nach und prüft die Klinge seines finnischen Jagdmessers. — Ich muß die breiten Rufen anschnallen, und den Hunden Schneeschuhe binden, sagt er sich.

Nach zwei Stunden weckt er Mja. Es schneit immer noch, aber die Kälte nimmt ab. Schon sind sie wieder auf der Fahrt.

Plötzlich stößt der Schlitten gegen einen scharfen Stein; das Leitseil reißt, und die Hälfte der Hunde verschwindet unter wütendem Gellärm in Nacht, Schnee und Wind; sein Kompaß ist zerschmettert. — Jetzt werden sie uns sicher einholen, fährt es Einar durch den Sinn. Er bestimmt die Richtung aufs Geratewohl, schnallt selbst Schneeschuhe unter und zieht mit den Hunden. Die Landschaft wird weißer, dabei keine Sonne, keinen Tag; stets Dunkelheit, fahles Licht! Ewige Januarnacht.

Gegen Mittag hört es auf zu schneien. Einar sucht mit dem Fernglas den nordwestlichen Horizont ab und entdeckt,

weit, weit weg, eine Gruppe, die sich zu nähern scheint. — Sie kommen also! Wenn wir nur erst über den Karasjokstrom sind! murmelt er.

„Werden wir es erreichen, Mja?“ schreit er ihr im Winde zu, der die Worte verschluckt.

„Wenn nicht“, ruft sie, „dann...“ und sie vollendet, indem sie auf ihr Jagdmesser zeigt. Er nickt. Sie wird sich das Messer eher durchs Herz jagen, als den Mann aufgeben, den sie liebt! Ja, Einar, vielleicht wird der weiße Schnee rotes Blut trinken!

Die Verfolger kommen näher und näher! Einar springt auf den Schlitten und läßt die Hunde jagen; in der Ferne zeigt sich der eingefrorene Fluß. Einar schwingt die Peitsche und treibt die Hunde an; sein Herz pocht wild. Jetzt gilt's!

Der Schlitten rast den Abhang hinunter und stößt krachend auf das Flußeis, aber er hält, und die Fahrt geht weiter — die Verfolger dicht hinter ihnen! Ein Schuß fällt. Drüben, am anderen Ufer, rennt der Schlitten gegen einen Felsen an und kentert. Einar verliert das Bewußtsein.

Als er die Augen öffnet, sieht er Mja neben sich; sie legt die Hand auf seine Stirn. Er sieht im Hintergrunde einige Männer. Sein Arm ist verbunden.

Sie haben uns, denkt er, aber warum lächelt Mja?

Einer der Männer tritt auf ihn zu: „Ihr seid in Finnland, und somit in Sicherheit. Als die Grenzwahe euch wie toll über die Tana-Elf jagen sah...“

„Tana-Elf?“ fragt er erstaunt.

„Ja, der Grenzfluß! Ihr seid östlich abgekommen! Der Karasjok fließt südlicher.“

„Und die Tumai-Lappen?“

„Die blieben jenseits der Grenze“, lacht der Mann.

Ein unvernünftiges Tier?

Von Hans Brand.

Im Verlag von Georg Müller (München) erscheint jetzt unter dem Titel „Zeitprisma“ eine neue Kurzgeschichtensammlung des mecklenburgischen Dichters Hans Brand. Mit Genehmigung des Verlages veröffentlichen wir daraus folgenden Abschnitt.

Wir mußten, als wir im Westen Deutschlands wohnten, selbstverständlich einen Hund haben. Unser Haus lag, eine halbe Stunde oberhalb des Dorfes, am Waldrand. Allein. Also mußte der Hund scharf sein. Roland, ein stämmiger Rottweiler, ließ auch in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Aber nur des Nachts brauchte er seine Hauer. Tagsüber hiß er nie als einen Dörfner, einen Wanderer, einen Bettler, der unser umzäuntes Gehöft betrat.

Als unser Junge auf den Beinen stand, änderte sich das. Die Erwachsenen waren — bei Tag! — auch weiterhin vor Roland sicher. Nicht aber die Kinder. Eifersucht? Übertriebene Fürsorge für den Bub? Jedenfalls: Roland fiel Kinder an. Viele kamen ja nicht zu uns herauf. Immerhin, während der nächsten zweieinhalb Jahre mußte ich eine nicht unbeträchtliche Summe für zerrissene Hosen und zerfetzte Jacken hergeben. Selbst Persumptes war, wenn es mit Rolands Zähnen Bekanntschaft gemacht hatte, erst vor wenigen Wochen um teures Geld in der Stadt gekauft.

Dennoch hätte es hingehen können, wenn Rolands Kinderbissigkeit nicht mit Gunther größer geworden wäre. So galt es, Verbandszeug, Arzterechnung, Schmerzen zu bezahlen. Aber Gunther besaß kein lieberes Spielzeug als Roland. Sie waren unzertrennlich, Gunther und Roland, Roland und Gunther. Der Bub konnte mit dem Hund anstellen, was er mochte: auf ihm reiten, ihn zausen, an den Ohren hinter sich herziehen, rundumtrubeln. Nie knurrte Roland. Noch gar zeigte er seinem Lebensfreund je die Zähne. Also: auf der Hut sein bei anderen Kindern, und, wenns trotzdem schief ging, blechen!

Eines Tages zerfleischte Roland einem dreizehnjährigen Bauernjungen, den wir für erwachsen hielten, als er mit hochgetrempeltem Hemd — statt des Knechtes — uns die Milch brachte, den rechten Oberarm. So, daß wochenlang — glücklicherweise zu Unrecht — befürchtet wurde: Bleibt steif!

Nun lag alles klar. Es mußte etwas mit Roland geschehen. Etwas entscheidendes. Etwas endgültiges. An die Kette legen? Ich konnte es nicht übers Herz bringen, den Spielgefährten meines einzigen Jungen jahrelanger Marter auszuliefern. Dann lieber: kurzen Prozeß! Und blühendes, sofort vollstreckbares Todesurteil.

Beim Mittagessen sagte ich zu meiner Frau: „Paula, so schwer es mir wird — und dir sicher auch — wir müssen Roland erschießen lassen. Das nächstemal bleibt's wohlmöglich nicht bei einem zerfleischten Arm. Wir können es nicht länger verantworten, das Leben von Kindern — werden — den Menschen! — durch einen Hund — ein unvernünftiges

Bieh! zu gefährden. Schick doch das Mädchen zum Förster hinunter, daß er heute abend kommt und vollbringt, was sich nicht vermeiden läßt."

"Du hast recht, sagte meine Frau. Es muß leider sein." Gunther sah bei diesem Gespräch mit uns am Tisch. Ich hatte die Anweisung, den Förster zu rufen, absichtlich in seiner Gegenwart ausgesprochen. Ich liebe es nicht, Kinder über unvermeidbares hinwegzutäuschen. Das Leben bringt schwereres genug für jeden. Man kann sich also nicht früh genug daran gewöhnen, Notwendiges tragen zu lernen. Außerdem: vierjähriger Bengel! Was verstand er von Getötetwerden! Soweit er aber verstand, mußte er natürlich zustimmen! Alles Ertragbare hatten wir versucht, ihm Roland zu erhalten. Auswege gab's nicht mehr. Menschenleben geht über Hundeleben! Das konnte auch ein vierjähriger Knirps verstehen.

Am Nachmittag sah ich von meinem Atelier aus, daß Gunther jenseits des Hofes neben Roland saß. Er hatte seinen Mund in das Ohr des Hundes geschoben. Offenbar sprach er mit ihm. Der Rottweiler spitzte die Ohren. Ich lauschte. Hörte aber nichts.

Also rief ich Gunther ins Atelier. Er brachte den Todbedrohten mit.

"Roland draußen lassen," befahl ich.

Gunther gehorchte. Mit Armersündermiene trat er vor mich hin.

"Was hattest du eben mit Roland?" fragte ich.

"Nichts," lautete die Antwort.

"Kenne ich. Wenn du was ausgefressen hast, heißt es immer: nichts. Was hattest du mit dem Hunde vor?"

"Nichts, Vati."

"Du hast mit ihm gesprochen?" "Nein."

"Was hast du Roland ins Ohr geflüstert?" "Nichts."

"Ist das wahr, Gunther?" "Ja, Vati."

"Du lägst mich doch nicht an, Bengel? Eine Dummheit nehme ich dir nicht trumm, aber Lügen, das schlimmste, was ich an Kindern kenne. Hast du etwa eben gelogen?" "Nein."

"Marisch."

Gunther trollte sich zu Roland.

Als beide den Hof verlassen hatten — offenbar, um vor dem Haus unbeobachtet zu sein — kam meine Frau ins Atelier. "Denk dir nur, begann sie unvermittelt, Guntherchen hat vorhin unter dem offenen Küchenfenster Roland ins Ohr gesagt: Lauf weg, sie wollen dich totschießen! Lauf weg, Roland! Lauf weg! Wohl hundertmal: lauf weg! Ob wir nicht doch den Förster abbestellen! Vielleicht gewöhnt Roland sich an die Kette. Liegen ja viele Hunde tagaus — tagein angekettet in ihrer Hütte. Und leben auch!"

Ich tobte: seinen Vater angelogen! trotz Wiederholung der Frage, trotz ausdrücklicher Ermahnung seinem Erzeuger die Unwahrheit ins Gesicht gesagt. Wütend packte ich die erste Rahmenleiste, die mir in die Hand sprang. Wollte ins Freie laufen, Gunther suchen und windelweich prügeln. Mit einem lantigen Stüd Holz!

Aber meine Frau hielt mich zurück: Gunther sei durch den Verlust seines einzigen Lebensfreundes ohnehin genug, mehr als genug für seine Lügen bestraft.

"Also nun bist du auch fest entschlossen, daß Roland heute abend der Kugel zum Opfer fällt?" griff ich zu. "Ja."

Als der Förster bei Dunkelwerden zu uns heraufkam — Gunther lag bereits schlafend im Bett — war Roland wegelaufen.

"Und? rief man ringsum."

"Wir haben ihn niemals wiedergesehen."

"Gunther?" "Wie? Gunther?"

"Auf welche Weise hat er sich mit dem Fortlaufen abgefunden?"

"Ab—ge—fun—den? Er hatte es Roland doch gesagt!"

"Wenns so einfach mit Hunden ist, Professor, warum sagen Sie nicht zu Rid: Betteln bleiben lassen!"

Der Maler beugte sich über den Terrier und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Eindringlich. Offenbar einmal ums andere die gleichen Worte. Dann setzte er Rid behutsam neben sich ins Gras. Stille — gespannte Blicke — verhaltene Herzschläge: Rid bettelte. — Schallendes Gelächter. "Man muß es ihnen doch wohl in der Kindersprache sagen," entschuldigte Professor Wegener den Terrier.

"Auf die Kinder und die Hunde!" erhob der Hausherr das Glas.

"Auf das, was in uns hundenah und kinderfart geblieben ist!" tat der Maler Bescheid.

Und die Gläser klangen ineinander.

Neue Bücher

* „Paris oder Doorn?“ von E. Czech-Jochberg. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) Wo war die Wegscheide in diesem gigantischen aller Kriege, welches die Stunden der Entscheidung? Neigte sich an der Marne die Waage des Schicksals, bei Amiens, bei Cambrai? hat das U-Boot versagt, die Etappe, das Hinterland, der Reichstag, die Verbündeten? Hüben, drüben wächst die Literatur zu Bergen. Über jede Offensive, jeden diplomatischen Schachzug. Der Spiegel dieses furchtbarsten Krieges vereint zwei Gesichter: das untrüge und das des Gegners. Und rückblickend auf dieses Bild ringender Völker formen wir uns im Geiste behutsam unsere Zukunft.

* „Wie erhalte ich mein Kind gesund?“ Des Kindes Tageslauf nach neuzeitlichen Forderungen. Von Stadtmedizinalrat Dr. K. Marloth. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Die Erziehung ist dann am erfolgreichsten, wenn die Eltern die seelische Bereitschaft ihres Kindes zur Mitarbeit zu erwecken verstehen. Dieser Grundgedanke wirkt sich bei der heutigen Einstellung der Jugend zur Freiluft und zum Sport schon frühzeitig aus. In vorliegenden Hefchen gibt der Verfasser unter dem Leitwort des Frohsinns den Eltern eine Reihe praktischer Handhaben zur Kräftigung des Körpers, der Seele und der Nerven des Kindes. Alles wird praktisch in einzelnen Abschnitten (z. B. Aufstehen und Morgentoilette, Abhärtung, Frühstück, Schulweg, Ernährung, Ferien, das Kind in kranken Tagen usw.), sich an den Tageslauf anlehnend, geschildert. Wertvolle Anregungen aus der Praxis für die praktische Alltagshygiene zeichnen dieses Buch besonders aus.

* „Tirol.“ Natur, Kunst, Volk, Leben. (Verlag des Landes „Tirol“, Innsbruck, Salurnerstraße 11.) 600 meist ganzseitige Bilder auf 448 Seiten enthält der soeben erschienen zweite Band des Prachtwerkes „Tirol“. In 39 Artikeln schildern hervorragende Kenner das Land Tirol in seiner geographischen, völkischen und geschichtlichen Eigenheit sowie das Tiroler Volk mit seinem Streben und Schaffen in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Jedem, der für das Hochgebirge begeistert ist, sei es als Bergsteiger oder einfach als Freund der schönen Natur, wird das Werk „Tirol“ eine unererschöpfliche Quelle tiefster Eindrücke und schönster Anblicke sein. Die Bilder sind mit technischer Meisterschaft und vollendeter Naturtreue wiedergegeben. Die Schriftleitung hatte Direktor Josef Schröder.

* „Mein Postbuch.“ Was jeder vom Post- und Telegraphenverkehr wissen muß. Von Postinspektor Paul Haupt. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Gebührentarife und Versandvorschriften für In- und Ausland, kurz, alles das, was jeder vom Postverkehr wissen muß, hat der sachkundige Herausgeber in leichtverständlicher Form dargelegt. Neu ist die übersichtliche Anordnung des Stoffes. Durch alphabetische Reihenfolge nach Schlagworten wird jedem Benutzer beim Versand viel Zeit und Verdruß, sowie oft auch Gebühren erspart.

* „Alte und neue Volkstänze.“ gesammelt von E. Friede Cario. Klaviersatz von Gunther Voß. Bildschmuck nach Scherenschnitten von H. Giesecke. 10. neubearbeitete Auflage. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Die Neubearbeitung erfolgte vor allem in musikalischer Hinsicht. Es wurde ein neuer Klaviersatz geschrieben, der allen musikalischen Ansprüchen genügen dürfte und dabei durchweg leicht spielbar ist. So ist noch engere Verbundenheit von Tanz, Melodie und musikalischem Satz erzielt worden. Die musikalische Grundlage bilden bekannte Volkslieder. Die Beschreibung der Tanzformen bedient sich der heute üblichen Ausdrucksweise.

* „Trinksprüche und Reden zu allen Familien-Festlichkeiten.“ Von B. Reimbold. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Der Titel sagt es schon, was diese in der Sammlung „Hilf dir selbst“ erschienene Schrift bringt. Nach einer kurzen Einführung bringt der Verfasser eine Reihe von Trinksprüchen zu allen festlichen Gelegenheiten in der Familie. Geburtstag, Taufe, Examen, Verlobung, Hochzeit u. a. sind berücksichtigt.

* „Lasters Spielfibel „Stat“. (Verlag Scherl, Berlin SW. 68.) Dr. Emanuel Laster setzt seine mit „Schach“ und „Bridge“ erfolgreich begonnene Bücherreihe „Lasters Spielfibel“ mit einem weiteren Band fort: „Stat“. Für jeden verständlich, auch für den trassierten Anfänger, erklärt der ehemalige Schachweltmeister dieses in den weitesten Kreisen beliebte Kartenspiel.